

**HEYNE** <



JONAS T. BENGTTSSON

# Wie keiner sonst

ROMAN

Aus dem Dänischen von  
Frank Zuber

WILHELM HEYNE VERLAG  
MÜNCHEN

Die Originalausgabe erschien 2011 unter dem Titel  
ET EVENTYR bei Rosinante & Co, Kopenhagen



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967  
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte Papier  
*Holmen Book Cream* liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

Vollständige deutsche Taschenbuchausgabe 01/2015  
Copyright © 2011 by Jona T. Bengtsson  
Copyright © 2013 der deutschsprachigen Ausgabe  
by Kein & Aber AG Zürich – Berlin  
Copyright © 2015 dieser Ausgabe by Wilhelm Heyne Verlag,  
München in der Verlagsgruppe Random House GmbH  
Printed in Germany 2015  
Umschlaggestaltung: Nele Schütz Design, München, unter  
Verwendung eines Fotos von © plainpicture/Thomas Reutter  
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck  
ISBN: 978-3-453-67654-1

[www.heyne.de](http://www.heyne.de)

1986



Ich bin gerade sechs geworden, als Olof Palme erschossen wird. Es ist Februar, und draußen ist es sehr kalt. Mein Vater und ich sitzen in der Küche, wir essen Brötchen, ich zeichne. Wir hören es im Radio. Mein Vater dreht lauter. Die Frau im Radio hört sich an, als wäre es sehr wichtig. Eine große Neuigkeit. Ich schnipse einen Mohnsamen über den Tisch. Mein Vater sagt, ich solle mich anziehen. Ich kann meine Socken nicht finden. Mein Vater bückt sich und steckt meine nackten Füße in die Gummistiefel.

Wir gehen hinunter auf die Straße. Mit festem Griff hält mich mein Vater am Arm. Er blickt stur geradeaus. Zieht mich hinterher. Ich bin eine Tasche. Ein Koffer mit kleinen Rädern. Ich sage ihm, dass es wehtut. Dass er zu schnell läuft, aber der Wind bläst die Worte weg.

Samstags ist sonst immer viel los. Autos verlassen und suchen Parkplätze, alte Damen mit Einkaufsnetzen. Die letzten Besorgungen, bevor alles schließt. Aber heute nicht, heute haben wir die Straßen für uns.

Die Stadt ist nicht groß, wir sind schnell in der Hauptstraße. Mein Vater blickt stur geradeaus, sein Mund ist ein Strich. Ich glaube, er hat vergessen, dass er mich mitzieht.

Mein Vater hat halblanges, blondes Haar mit rötlichem Schimmer, genau wie sein Bart. Er rasiert sich einmal pro Woche, dann darf der Bart wieder wachsen. Die Haare schneidet er sich selbst in der Küche. Die Zigarette ist ein Teil seiner Hand, ein Extraglied an seinem Finger. Er trägt nur ein T-Shirt unter offenem Mantel, aber er friert nicht.

Mein Vater friert selten. Ich friere fast immer. Ich finde, dass ich ihm ähnlich sehe. Wenn ich groß bin, will ich auch den Bart wachsen lassen.

Er findet, dass ich meiner Mutter ähnlicher sehe. Gut so, sagt er, denn sie war schön.

Wenn ich groß bin, will ich auch den Bart wachsen lassen, sage ich, aber wieder bläst der Wind die Worte weg, zerrt an den Bäumen und spielt auf Fallrohren Flöte.

Wir kommen zum einzigen Fernshladen der Stadt. Alle Apparate im Fenster zeigen dasselbe Bild, manche in Farbe, andere in Schwarz-Weiß. Schon sind wir drinnen, mein Vater lässt mich erst los, als wir vor der Wand voller Fernseher stehen. Große und kleine Preisschilder mit langen Zahlen. Wenn die Frau im Fernsehen den Kopf bewegt und auf ihr Papier guckt, machen die Frauen in den übrigen Apparaten die Bewegung nach. Es erinnert mich an ein Spiel, das wir im Kindergarten einer anderen Stadt gespielt haben.

Der Verkäufer steht ein paar Meter neben uns, er trägt ein gestreiftes Hemd mit Namensschild auf der Brust und schaut auf einen der oberen Bildschirme, den Mund leicht geöffnet. Eine alte Dame hat ihre Plastiktüten abgestellt und nicht bemerkt, dass vier Äpfel herausgekullert sind. Mein Vater blickt sich suchend um, kann sich nicht entscheiden. Dann wählt er einen großen Farbfernseher in der Mitte. Die Lautstärke ist schon hoch, aber er dreht noch lauter. Jetzt steht mein Vater ganz still, wie die anderen. Der Erste, der sich bewegt, hat verloren.

Im Fernsehen laufen Bilder einer dunklen Straße mit Verkehrsschildern und Schnee. Stockholm. Ein Bürgersteig ist mit rot-weißem Plastikband abgesperrt, rundhe-



rum stehen Menschen. Auch sie bewegen sich nicht. Manche halten die Hand vor den Mund. Die Frau im Fernsehen spricht langsam, als wäre sie gerade aufgewacht. Sie sagt, Olof Palme sei mit seiner Frau auf dem Heimweg vom Kino gewesen. Sie hatten sich *Die Gebrüder Mozart* angesehen.

Auf den grauen Platten des Bürgersteigs sind dunkle Flecken, wie Farbe. Die Kamera bewegt sich dichter heran. Blut, sagt mein Vater, ohne den Blick abzuwenden.

Wieder gehen wir die Straße entlang. Schnell, als müssten wir vor den Bildern im Fernsehen davonrennen.

Ich glaube, wir sind auf dem Heimweg, aber bei der geschlossenen Metzgerei geht mein Vater nach rechts. Hinunter zum Hafen, durch die schmale, gepflasterte Gasse.

Mein Vater setzt sich auf eine Eisenschwelle, ich setze mich so dicht wie möglich neben ihn. Das Wasser vor uns ist schwarz. Ein paar Kutter fahren ein, weiter rechts steht ein großer Kran, sein Haken hängt direkt über dem Wasser. Der Himmel ist grau.

Mein Vater verbirgt das Gesicht im Mantelärmel, laute Schluchzer dringen durch den dicken Stoff. Er hält meine Hand so fest, dass es wehtut.

»Jetzt haben sie ihn«, sagt er. »Verdammt, jetzt haben sie ihn.«

Es ist das erste Mal, dass ich meinen Vater weinen sehe. Ich frage, ob er Palme kannte, aber er antwortet nicht. Er drückt mich fest an sich. Ich habe eiskalte Füße.

»Jetzt haben sie ihn«, sagt er.

Der Wind schäumt die Wellen auf.

»Ich glaube, wir müssen bald umziehen«, sagt er.



1987



Wir sitzen in dem Auto, das mein Vater auf einem Hof mit knurrenden, schmutzigen Hunden ausgeliehen hat.

Auf dem Rücksitz und im Kofferraum liegt alles, was wir haben.

»Wird Zeit, dass wir wieder nach Kopenhagen kommen«, sagt mein Vater. »Du bist in Kopenhagen geboren, wusstest du das?«

Er kurbelt die Scheibe herunter, es rasselt und knirscht in dem alten, weißen Kombi, als würde er jeden Moment auseinanderfallen. Dann zieht mein Vater eine selbstgedrehte Zigarette aus der Brusttasche seiner Jeansjacke.

Er trommelt mit den Fingern aufs Lenkrad, bläst Rauch aus dem Mundwinkel, pult einen Tabakkrümel von der Unterlippe.

Wenn wir umziehen, ist er immer gutgelaunt und lacht viel.

Wir kommen an hohen Betongebäuden vorbei, rechts und links von uns fahren Autos. Dann hört die Autobahn auf, und die Häuser werden niedriger. Wir könnten überall sein. An solchen Orten mit Supermärkten und Friseursalons haben wir schon oft gewohnt.

Ich schließe die Augen und schlafe fast ein, wir sind seit heute Morgen unterwegs. Unter den Augenlidern sehe ich erst weiße Ringe, dann blinkende Lichter. Ich glaube, ich bin kurz eingenickt, vielleicht auch länger.

Die Stimme meines Vaters holt mich zurück ins Auto. »Wir sind da«, sagt er, und ich öffne die Augen.

Wir halten an einer roten Ampel. Mein Vater gibt Gas, das Auto faucht und blubbert. Er tut dies, damit der Motor nicht ausgeht, das hat er mir heute Morgen erklärt.

Ich schaue durch die schmutzigen Scheiben und entdecke die Stadt. So etwas habe ich noch nie gesehen.

Ich klammere mich an den Sicherheitsgurt. Er sitzt stramm auf meiner Brust, ich drücke den Daumen so fest gegen seine scharfe Kante, dass es schmerzt. Draußen ist alles voller Menschen, die kreuz und quer laufen. So viele Geräusche, so viel Lärm. Hupen und die kreischenden Bremsen eines Busses, der neben uns hält.

Als mein Vater auf die Kreuzung fährt, stockt mir der Atem.

Unglaublich, dass wir keinen Radfahrer überfahren und mit keinem anderen Auto zusammenstoßen.

Ich lege die Hand auf das kühle Fenster und spüre das Brummen der Stadt. Sie knurrt wie ein wütender Hund.

Ich kurbele die Scheibe herunter, öffne den Mund und strecke die Zunge heraus. Die Stadt schmeckt nach Abgasen und faulen Äpfeln.

Mein Vater parkt, und wir gehen durch das Tor in den Hof. Über kaputte Platten, vorbei an einem Holzschuppen, dem ein paar Bretter fehlen und dessen Dach fast einbricht. Das Haus ist aus rotem Backstein. Mein Vater geht eine Treppe hinunter und klopft an die Kellertür.

»Hoffentlich sind wir hier richtig«, sagt er und lächelt. Wir warten, mein Vater will gerade noch einmal anklopfen, als die Tür aufgeht. Der Mann ist groß und viel älter als mein Vater. Nur ein paar graue Haarbüschel stehen von seiner Glatze ab. Er trägt einen braunen Kittel über schmutzi-

gen Arbeitshosen. Dünne Adern laufen wie blaue und rote Flüsse über seine Wangen, bis in ein Nasenloch hinein. Er sieht aus wie eine Landkarte, das will ich meinem Vater sagen, aber ich traue mich nicht.

»Wird auch Zeit«, sagt der Mann, wischt sich die Hände am Kittel ab und hinterlässt dunkle Ölsuren.

Wir laufen hinter dem Hausmeister über den Hof. Der Schlüsselbund an seinem Gürtel ist der größte, den ich je gesehen habe. Er rasselt so laut, dass wir ihm mit geschlossenen Augen folgen könnten. Wir gehen an rostigen Fahrrädern und Holzverschlägen vorbei.

Auf der Treppe füllt der Mann die volle Breite aus, es wäre unmöglich, an ihm vorbeizukommen. Es riecht nach Mäusedreck und Frikadellen. Er weist auf eine Tür, von der grüne Farbe abblättert. »Die Toilette«, sagt er. »Ihr teilt sie mit dem alten Nielsen aus der Wohnung unter euch. Keine Angst, der ist in Ordnung.« Wir gehen weiter hinauf.

»Hier, wenn ihr die Wohnung noch haben wollt.«

Er sucht den richtigen Schlüssel und schließt auf.

Die Wohnung sieht aus, als wäre sie irgendwo abgeschnitten worden. Ein Stück Haus, das keiner gebrauchen konnte.

Mein Vater lächelt, als sähe er hier seine Traumwohnung. Eine kleine Küche mit Fenstern zum Innenhof, gerade genug Platz für einen schmalen Tisch, zwei Stühle und eine Holzpritsche an der Wand. Wenn wir essen, werden wir in die Wohnungen gegenüber gucken können. Mein Vater liest meine Gedanken und zeigt auf die dunklen Fenster auf der anderen Seite des Hofes.

»Das Zimmer ist da drinnen«, sagt der Hausmeister, zieht den Bauch ein und quetscht sich an dem schmalen Tisch vorbei. Er öffnet die Tür zum einzigen anderen Raum der Wohnung, dem Zimmer, das mein Vater mir versprochen hat. Mein eigenes. Es ist klein und hat nur ein Fenster, das so hoch liegt, dass man nicht hinausschauen kann. Bestimmt war es einmal die Besenkammer, als die Wohnung noch zum Rest der Etage gehörte. Ein vergessener Ort mit Stapeln von vergilbtem Papier und Regalen voll eingemachter Äpfel und Pflaumen. Nun steht dort ein Bett, in dem ich heute Nacht schlafen soll. Es riecht trocken und staubig.

Der Hausmeister klingt plötzlich nicht mehr so sicher, er sagt: »Ehrlich gesagt habe ich die Wohnung ein bisschen größer in Erinnerung. Es ist noch eine andere frei, wenn ihr wollt ...«

»Die hier ist prima«, sagt mein Vater. »Wir werden uns wohlfühlen.«

Wir folgen dem Hausmeister zurück in die Werkstatt. Der Boden ist mit Ölflecken bedeckt, auf dem Arbeitstisch am Fenster liegt Werkzeug verstreut. An einer Wand hängen Schlüssel. Massenweise Schlüssel, mindestens einer für jede Wohnung. Nachts, wenn alle schlafen, schleicht er sich in die Wohnungen, geht an die Kühlschränke und probiert von allen Essensresten. Ein wenig Hühnchen hier, ein Stück Hackbraten da. Deshalb ist er so fett.

»Und ihr zahlt bar?«, fragt er. Mein Vater nickt.

Sie schütteln sich die Hände. Das macht mich jedes Mal stolz, denn ich weiß, dass mein Vater einen festen Händedruck hat, das sagen die Leute immer.



Mein Vater und ich schleppen die Sachen aus dem Auto hinauf. Mein Vater nimmt die schweren Dinge: alte Koffer, die fast platzen, gefüllt mit seinen Büchern. Ich trage die Plastiktüten mit den Bettbezügen und Handtüchern. Als Letztes nimmt mein Vater die Holzkiste mit den Schallplatten, trägt sie vorsichtig und stellt sie auf den Küchentisch. Den Plattenspieler kann ich nirgendwo entdecken. Ich frage nicht danach.

Zum Abendessen gibt es Speck und Eier. Gekauft auf dem Hof, bei dem wir das Auto geliehen haben. »Das wird gut«, sagt mein Vater, als der Speck in der Pfanne zischt. Sein Blick sagt mir, dass er nicht nur das Essen meint. »Ja, das wird gut.«

Die Tür zu meinem neuen Zimmer lässt sich nicht ganz schließen. Immer, wenn wir es versuchen, knirscht sie und springt wieder auf. Das Haus muss sich bewegt haben, seit es gebaut wurde, es hat sich gestreckt und gewunden, hat gegähnt und gehustet. Durch den Türspalt kann ich meinen Vater sehen, seine Füße ragen über die Pritsche hinaus, ein Zeh ist blau, weil er ihn letzte Woche gestoßen hat.

Ich höre seinen schweren Atem. Ich schlafe immer zu Geräuschen ein. Oft ist es Verkehrslärm. Das Auto auf dem Feldweg vor dem Fenster. Die Autos auf der Autobahn. Der Wind in den Baumkronen, in einer Wohnung hoch über der Erde. Wenn er laut heulte, schloss ich die Augen und sah, wie die Bäume sich bogen.

Als wir dicht am Meer wohnten, schlief ich zum Rauschen der Wellen ein. Länger und länger spülten sie über den Strand, über das dicke, gelbe Gras und durch die Bü-

sche, bis sie mein Zimmer erreichten und mich mitnahmen.

Ich in meinem neuen Bett, und die fremden Geräusche der Stadt.

Jetzt sitzt mein Vater allein im Auto.

Gerade noch habe ich seine Schritte auf der Treppe gehört. Die harten Absätze seiner Schuhe klackerten auf den alten Stufen. Dann fiel die Eingangstür zu, und er ging über den Hof, vorbei an den Mülltonnenverschlägen und dem Fahrrad mit dem platten Vorderreifen.

Jetzt dreht er den Zündschlüssel um. Das Auto will nicht starten. Als wir es gestern holten, wollte es auch nicht, selbst beim dritten Versuch.

Ich sitze in der Küche. Mein Vater hat das Bettzeug in die Schublade unter der Pritsche geräumt und Kissen oben drauf gelegt. Unser Sofa, sagte er und lächelte.

Heute werde ich allein sein.

Ist das okay?, fragte er und zeigte auf das Essen auf dem Tisch. Das übrig gebliebene Frühstücksbrot, ein kleines Päckchen Butter, drei angeschlagene Äpfel mit braunen Flecken auf der Schale. Ich nickte, hatte mir selbst versprochen, nicht zu weinen. Ich bin sieben Jahre alt, da weint man nicht mehr.

Ich wäre gern mit ihm gefahren, obwohl mir gestern vom Benzingestank und dem Geschaukel schlecht wurde. Wir mussten ein paar Mal anhalten, weil ich kotzen musste. Trotzdem hätte ich gern noch einen Tag mit meinem Vater verbracht, neben ihm gegessen und seinen Geschichten zugehört.

Es ist zu weit, sagte er. Ich will nur das Auto zurückbringen. Heute Abend bin ich wieder da. Spät. Vielleicht wecke ich dich, wenn ich heimkomme. Warte nicht auf mich.

Er legte einen Schlüsselbund auf den Tisch.

Ich fragte, ob ich hinunter in den Hof gehen dürfe. Natürlich, antwortete er, er wolle nicht über mich bestimmen. Aber ich solle vorsichtig sein und auf mich aufpassen.

Dann küsste er mich auf die Stirn und ging zur Tür hinaus.

Jetzt startet das Auto. Der Motor brummt, knattert und hustet. Mein Vater fährt die Straße hinunter, in der großen Stadt, umgeben von anderen Autos. Alles bewegt sich schnell. Ich hoffe, er ist vorsichtig.

Was, wenn ich ihn nie wieder sehe, denke ich. Wenn er einfach verschwindet?

Aber ich weiß, dass er mich nie verlassen würde.

Ich nehme die Schlüssel vom Tisch. Am Schlüsselring hängt eine Eule. Sie zwinkert mit einem Auge, als wüsste sie etwas, das ich nicht weiß.

Ich öffne die Tür und gehe die Treppe hinunter.

Mein Vater hat mir erzählt, dass auf alten Karten von Afrika oder Südamerika immer schwarze Flächen waren. Orte, von denen keiner wusste, was einen dort erwartete. Es konnten enorme Schätze sein, Gold und Edelsteine. Oder Tiere, die niemand je gesehen hatte, Schmetterlinge groß wie Möwen. Aber auch Ungeheuer und Kannibalen. Dinge, die so schrecklich waren, dass man sie sich nicht vorstellen konnte. Immer wieder brachen Entdecker auf, um ein paar schwarze Flächen zu entfernen. Viele von ihnen kehrten nie zurück.

Ich gehe langsam die Treppe hinunter. Heute mache ich jeden Schritt vorsichtig. Ich glaube nicht, dass es auf der Treppe Fallen gibt, aber das ist kein Grund, gleich übermüdig zu werden.

Der Hof ist über Nacht gewachsen. Als wir dem Hausmeister folgten, war er groß, heute ist er riesig. Die Kleinstädte, in denen wir vorher gewohnt haben, würden locker zwischen die Mauern passen. Ich gehe langsam voran, Schritt für Schritt, und komme an zwei zusammengewachsenen Apfelbäumen vorbei. Ich gehe über die kaputten Platten und vorbei an den kleinen Büschen, die an der Hauswand wachsen. Meine Augen sind eine Kamera, und jedes Mal, wenn ich blinzle, mache ich ein Bild. Wenn ich wieder in der Wohnung bin, werde ich die Buntstifte herausholen und die Bilder in meinem Kopf auf den Zeichenblock übertragen, den mein Vater mir vor ein paar Wochen geschenkt hat.

Ich versuche, mir den Weg zu merken. Wo ich nach rechts und wo nach links gegangen bin. Ich will ein guter Entdecker sein. In der Hosentasche drücke ich die kleine Eule am Schlüsselring, bis ihr Plastikschnabel in meinen Daumen sticht.

Eine Katze sitzt in einem Sonnenstrahl und leckt sich die Pfote. Ihr Fell ist grau mit weißen Flecken. Ich schleiche mich vorsichtig an sie heran, damit sie nicht erschrickt. Ein paar Meter vor ihr gehe ich in die Hocke. Da springt sie plötzlich auf und verschwindet in die Büsche, ich höre Schlüsselrasseln, hinter mir steht der Hausmeister.

»Was zum Teufel machst du hier?«

Ich antworte nicht.

»Hier hast du nichts verloren.«

Gestern war er nur ein großer Mann mit schmutzigen Hosen. Jetzt weiß ich, dass ich ihn nicht leiden kann. Ich werde versuchen, ihm aus dem Weg zu gehen. Das kann nicht so schwer sein, ich muss nur auf das Schlüsselrasseln

achten, und im Hof gibt es massenweise Verstecke, in die er nicht hineinkommt.

Ich gehe zurück zu unserem Eingang. Ich habe Angst und laufe nach Hause, so soll es jedenfalls aussehen. Vielleicht stimmt es auch, aber ein Entdecker haut nicht einfach ab. Ein paar Meter vor unserer Tür drehe ich nach rechts ab und kauere mich hinter die Fahrradverschläge. Dort bleibe ich hocken und lausche. Ich höre die Autos draußen auf der Straße und einen Vogel, der in den Bäumen zwitschert, aber keine Schlüssel.

Ich warte kurz, um ganz sicher zu sein, zähle im Stillen: eine Rote Rübe, zwei Rote Rüben, immer noch keine Schlüssel. Ich stehe auf, will mich an der Mauer entlang fortzuschleichen, als ich plötzlich einen scharfen Schmerz im Nacken spüre. Wie ein Bienenstich. Ich habe Tränen in den Augen, aber nur, weil ich so erschrocken bin. Ich greife an die Stelle, wo es wehtut, und im selben Moment höre ich ein unterdrücktes Lachen. Dann wird das Lachen lauter, es raschelt in den Büschen, und ein Junge kommt heraus. Er ist ein paar Jahre älter als ich, hat dunkle, halblange Haare und trägt eine fransige Jeansjacke. In der Hand hält er ein Blasrohr aus weißem Plastik, das mit blauem und rotem Klebeband umwickelt ist. Es ist das längste Blasrohr, das ich je gesehen habe.

»Du musst entschuldigen«, sagt er, obwohl er immer noch lacht.

»Das hat wehgetan«, sage ich.

»Du redest lustig. Wie heißt du?«

Das darf man nie voreilig verraten, das weiß ich.

»Peter.« Der Name gefällt mir. Ich hätte nichts dagegen, Peter zu heißen.

»Hast du den Hausmeister getroffen?«

»Ja.«

»Der frisst kleine Kinder. Ich meine noch kleinere als dich. Er kocht Suppe aus ihnen. Er steht immer vorm Krankenhaus und wartet, bis ein Kind tot geboren wird ... Weißt du, was das ist?«

»Ja.«

»Ist auch egal. Auf welche Schule gehst du?«

Ich habe keine Lust, ihm zu antworten, ich will weg, zurück in die Wohnung.

»Welche Schule, hab ich gefragt.«

»Wir sind gerade erst eingezogen.«

»Auf welche Schule bist du vorher gegangen?«

»Ich gehe nicht zur Schule«, sage ich und bereue es sofort.

»Wie alt bist du?«

»Sieben.«

»Dann muss man zur Schule gehen, außer man ist ein Mongo. Dann geht man auf eine Spezialschule, wo man lernt, wie man Wäscheklammern zusammensteckt. Bist du ein Mongo?«

Ich schüttele den Kopf, bin fast sicher, dass ich kein Mongo bin.

»Also, auf welche Schule gehst du dann?«

Ich antworte nicht.

»Wir werden Freunde sein«, sagt er. »Wir beide.«

Ich will zurück in die Wohnung. Ich gehe so langsam wie möglich, werde nicht laufen. Als ich nach der Klinke greife, höre ich, wie etwas neben meinem Kopf gegen die Tür knallt.

Als ich am Abend im Bett liege, vermisse ich die Stimme meines Vaters. Ich vermisse seine Märchen. Meine Augen sind halb offen, als er zurückkommt. Erst als er sich ein Bier öffnet und eine Zigarette anzündet, fallen sie zu.



Mein Vater sagt, dass die meisten Menschen die Welt nicht sähen. Wir sitzen im Bus auf den hintersten Plätzen. Seine Stimme ist gedämpft. Ich freue mich, weil er nur mit mir redet. Nur ich kann seine Worte hören.

Er sagt: »Die meisten sehen nur, was sie wollen. Sie trauen sich nicht, die Welt zu sehen, wie sie ist. Traust du dich?«

Ich schlucke, dann nicke ich. An seiner Stimme höre ich, dass es wichtig ist. »Na klar«, sagt er und umarmt mich so fest, dass ich die Knöpfe seiner Jeansjacke spüre.

»Die meisten laufen völlig blind in der Welt herum. Weißt du noch, was ich dir über die Elektrizität erzählt habe? Dass wir sie brauchen, um Brot zu toasten und Licht anzumachen?«

»Ja.«

Ich durfte das Licht so oft an- und ausschalten, bis die Lampe kaputtging und wir fürs Abendessen Kerzen anzünden mussten. Mein Vater war nicht sauer, weil ich etwas gelernt hatte.

»Hast du je Elektrizität gesehen?«

Ich schüttle den Kopf.

»Wir wissen, dass sie durch die Leitungen fließt, aber wir können sie nicht sehen. Trotzdem wissen alle Leute, dass es sie gibt. Ohne Strom würden ihre Fernsehapparate ausgehen. Dann würden sie dasitzen und ins Leere glotzen.«

Er lacht, und ich lache mit ihm.

»Dass man etwas nicht sieht, heißt nicht automatisch, dass es nicht existiert.«

Langsam füllt sich der Bus mit Menschen. Mein Vater schaut aus dem Fenster. Zuerst glaube ich, er sei fertig, aber dann beugt er sich dicht zu mir, sein Atem kitzelt meinen Nacken. »Es liegt nicht daran, dass die Menschen diese Dinge nicht sehen. Sie haben sie immer gesehen. Die Bücher sind voll davon. Die Märchen. Aber die Menschen sind ängstlich geworden. Sie tun, als würden sie nichts sehen. Wenn sie spätabends in den Keller gehen und ein fremdes Geräusch hören, lachen sie nur. Sie lachen über sich selbst, denn da ist ja nichts. Jedenfalls haben sie das beschlossen.«

Mein Vater sieht mich an, legt den Arm um meine Schulter.

»Ich sage dir das, weil du jetzt ein großer Junge bist.«

»Ich bin sieben.«

»Ja, du bist ein großer Junge.«

Wir schauen aus dem Fenster. Ich versuche wirklich, wie mein Vater zu sehen, weiß aber nicht recht, was ich erblicken soll.

»Werde ich nicht in die Schule gehen, Papa?«

»Willst du das? Du kannst doch lesen ...«

Ich nicke. Seit ich mich erinnern kann, lese ich.

»Ja, aber es gibt ja noch mehr ...«

»Zum Beispiel?«

»Rechnen. Das lernt man auch in der Schule.«

»Ja ... Aber du weißt, dass es zu spät ist, um dieses Jahr noch anzufangen, nicht wahr?«

Ich nicke. Es ist April. Der grausamste Monat, wie ihn mein Vater nennt.

Er sieht mich lange an. Mustert mich und lächelt. Wenn ich größer wäre, würde er vielleicht verraten, was ihn amüsiert. Ich kann es kaum erwarten, groß zu sein.

Draußen gleitet die Stadt vorbei. So riesig, dass ich nie  
zweimal dieselben Menschen sehe.

Mein Vater zerzaust mir die Haare.

»Klar kommst du in die Schule, wenn du das willst.«

Langsam lerne ich die Stadt kennen. Sie liegt da draußen. Vor dem Hof. Durch das Tor. Langsam, Straße für Straße. Nein, weniger. Von hier bis zur Ecke, 31 Schritte. Von der Ecke bis zum Kiosk, 52 Schritte.

Immer an der Hand meines Vaters. Manchmal gehen wir nur spazieren, manchmal kauft er Tabak und Zigarettenpapier. Beim Gemüsehändler kaufen wir einen großen Sack Kartoffeln und schleppen ihn zusammen heim.

Langsam wird die Wohnung »heim«. Wie in: »Sollen wir heimgehen?« Oder: »Wo hast du deinen Teddy gelassen? Der liegt daheim.«

Jeden Tag steht mein Vater zeitig auf, und wir frühstücken zusammen. Durch das Fenster sehe ich, wie er den Hof überquert, das Tor öffnet und verschwindet. Ich spüle unsere Teller, ziehe mich an und gehe die Treppe hinunter.

Ich bin ein Entdecker, aber seit neulich verstecke ich mich in den Büschen und horche angespannt nach Schlüsselsrasseln. Ich finde immer noch neue Dinge im Hof. Eine Pflanze, die zwischen zwei Platten hochgewachsen ist, sie hat lila Blätter und kleine, weiße Flecken am Stiel.

Wenn die Sonne am höchsten steht, gehe ich wieder hinauf in die Wohnung. Dann gehört der Hof nicht mehr mir allein. Zuerst kommt der Junge mit den dunklen Haaren, danach die Frauen mit ihren Fahrrädern, Einkaufstüten und schreienden Babys.

Ich sitze in der Küche, zeichne und warte auf meinen Vater.

Wenn er endlich zur Tür hereinkommt, sagt er nichts. Er schleppt sich zum Tisch und lässt sich auf den Stuhl gegenüber fallen. Ich weiß genau, wo er gewesen ist. Den ganzen Tag ist er durch die Stadt gelaufen und hat gefragt: Könnt ihr mich gebrauchen? Und hat ein Nein zur Antwort bekommen, hundert Mal. Er raucht eine halbe Zigarette und streckt die Hand nach dem Stapel Zeichnungen aus.

Ich liege im Bett, mein Vater holt einen Stuhl aus der Küche. Aus den anderen Wohnungen höre ich einen Fernseher und eine Toilettenspülung. Ich rieche den Tabak in seinen Kleidern.

»Wo sind wir stehengeblieben?«, fragt er.

»Sie waren gerade den Weißen Männern entkommen.«

»Ach ja, richtig.«

Jeden Abend erzählt mein Vater ein Stück derselben Geschichte.

Das Märchen von dem König und dem Prinzen, die keine Heimat mehr haben.

Sie sind in die Welt hinausgezogen, um die Weiße Königin zu suchen und sie zu töten. Mit einem Pfeil oder einem Messer. Ein einziger Stich durch ihr Herz, und der Zauber ist gebrochen. Nur sie können es tun. Der König und der Prinz sind nämlich die letzten Menschen, die die Welt noch sehen können, wie sie wirklich ist. Die Einzigen, die nicht vom Zauber der Weißen Königin geblendet sind.

»Heißt sie wirklich Weiße Königin?«, frage ich meinen Vater.

»Nein, natürlich nicht. Sie hat einen Namen, alle haben einen Namen. Aber als sie klein war, sah sie ihrer Schwester so ähnlich, dass man dem einen Mädchen ein weißes und

dem anderen ein schwarzes Kleid anzog, damit man sie unterscheiden konnte. Das blieb irgendwie an ihr hängen.«

Nach zwei Wochen hat mein Vater Arbeit gefunden.

Am Freitag hat er einen Vorschuss bekommen, und wir essen Wiener Schnitzel mit Kartoffeln und Buttersoße. Mein Vater trinkt Bier und lacht, und ich trinke so viel Limonade, dass ich dauernd pinkeln muss. Mein Vater begleitet mich, ich traue mich nicht allein die Treppe hinunter, wenn es dunkel ist.

Am Montagmorgen steht mein Vater früh auf und geht zur Arbeit. Erst am späten Nachmittag kommt er wieder, die Kleider verschwitzt, er riecht nach Holz. Seine Hände sind voller Splitter. Ich lasse die Fingernägel meiner rechten Hand wachsen, damit ich unter die kleinen Holzfasern komme, die in seiner Haut stecken.

Unser Leben wird nun im Zwei-Wochen-Rhythmus geführt.

Immer wenn mein Vater Lohn bekommt, feiern wir. Und jede zweite Woche gehen wir hinunter zum Hausmeister und bezahlen die Miete.

»Wer bar bezahlt, könnte jederzeit abhauen«, sagt der Hausmeister und grinst. Zusammen mit meinem Vater habe ich keine Angst vor ihm. Dann sieht er aus wie ein kleiner Wal in einem Overall.

»Aber ihr würdet so etwas nie tun«, sagt er und grinst wieder.

Ich sitze mit gekreuzten Beinen auf der Treppe. Der alte Mann unter uns braucht ewig auf der Toilette, manchmal dauert es Stunden. Er steht da drinnen und jammert mit altmodischen Wörtern vor sich hin. Einmal habe ich ihn getroffen, als er herauskam. Er wendete den Blick ab, deutete auf seinen Hosenlatz und sagte, dass da unten alles kaputt sei. Total verfault. Dann entschuldigte er sich.

Manchmal pinkle ich in der Küche in das Spülbecken. Dazu muss ich mich auf einen Stuhl stellen. Aber der Abfluss ist oft verstopft, und die Wohnung soll nicht nach Pisse riechen, wenn mein Vater heimkommt.

Ich sitze auf der Treppe und habe schon Tränen in den Augen. Seit über vier Jahren habe ich nicht mehr in die Hosen gemacht und habe es auch jetzt nicht vor. Schritt für Schritt gehe ich die Treppe hinunter und hoffe, dass sich die Toilettentür öffnet.

Es ist Nachmittag, und eigentlich müsste der Hof voller spielender Kinder sein. Ich weiß nicht, ob der Hausmeister sie verschreckt, oder ob sie Angst vor dem Jungen mit den dunklen Haaren haben. Wenn die Fenster geöffnet sind, höre ich ab und zu Kinderstimmen, aber immer nur kurz, als würden sie einander ermahnen, dass sie still sein sollen. Ich finde eine Ecke zwischen den Büschen und dem Holzverschlag und reiße in letzter Sekunde den Hosenlatz auf. Ich halte die Luft an und male mit dem Strahl auf das Holz. Dabei horche ich angestrengt nach den Schlüsseln des Hausmeisters. Alles, was ich höre, sind ein zwitschernder Vogel

und die Autos auf der Straße. Ich könnte ewig weiterpinkeln, aber plötzlich raschelt es hinter mir in den Büschen. Die Stimme ist laut und klingt beleidigt:

»Ich dachte, du wärst mein Freund?«

Es ist der Junge mit den dunklen Haaren.

»Du warst gar nicht mehr im Hof, ich habe dich nirgendwo gesehen«, sagt er.

Schnell mache ich den Reißverschluss zu.

Er scharrt mit dem Fuß in der Erde, als wolle er mit der Schuhspitze zeichnen.

»Ich dachte, wir wären Freunde, aber du hast dich extra nicht mehr blicken lassen, stimmt's?«

»Nein.«

Er streicht sich durch die dunklen Haare und schiebt sie hinter die Ohren, wie es sonst nur Mädchen tun.

»Du willst doch mein Freund sein, oder?« Er neigt den Kopf leicht zur Seite.

»Ja.«

»Und du wirst dich nicht wieder drücken?«

»Nein.«

»Dann sind wir Freunde«, sagt er und zieht einen Tennisball aus der Jackentasche.

»Jetzt spielen wir Affenschießen, kennst du das?«

»Ja.«

»Du lügst.«

»Nein.«

»Doch. Das weiß ich, weil ich das Spiel selbst erfunden habe. Es macht Spaß. Hast du Lust, Affe zu sein?«

Ich schüttele den Kopf.

»Sicher? Ganz sicher ...?« Ich antworte nicht, und er zuckt mit den Schultern.



»Dann muss ich halt der Affe sein. Selber schuld!«

Ich folge ihm in eine Hofecke mit brüchigem Asphaltboden. Er stellt sich mit dem Rücken an die Wand.

»Kannst du zählen?«

»Ja.«

»Zähl bis zehn und geh dabei rückwärts.«

Als er mit dem Abstand zufrieden ist, rollt er mir den Ball zu.

»Er ist ein bisschen eklig und glitschig, weil er mal einem Hund gehört hat.«

Er streckt Arme und Beine aus.

»Jetzt musst du den Affen schießen.«

Ich werfe den Ball und treffe ihn auf der Brust. Ich war sicher, dass er ausweichen würde, aber er hat sich nicht bewegt.

»Du wirfst wie ein Mädchen«, sagt er. »So macht das keinen Spaß.«

Er hebt den Ball auf.

»Wenn du vorbeiwirfst, musst du der Affe sein, denk dran.« Er rollt den Ball zu mir zurück.

Ich werfe wieder, diesmal etwas fester. Auch diesmal rührt er sich nicht vom Fleck, er steht nur da und grinst, als der Ball seine Schulter trifft.

»Schon besser, aber du kannst bestimmt noch fester.«

Ich treffe ihn am Bauch. Bestimmt hat er einen roten Fleck unter dem T-Shirt.

»Du wirst immer besser im Affenschießen. Aber du musst noch fester werfen.«

Mit jedem Mal werfe ich fester. Ich treffe ihn am Bauch, auf der Brust und am Arm. Ich streife sein Ohr.

»Schieß den Affen«, ruft er. »Schieß den Scheißaffen.«

Der Ball hinterlässt einen großen roten Placken unter seinem linken Auge. Er blinzelt die Tränen weg.

»Guter Wurf«, sagt er. »Ich freue mich, dass du mein Freund bist. Schieß jetzt den Scheißaffen.«

Ich werfe noch einmal. Der Ball prallt neben seinem rechten Ohr an die Wand. Kein Zweifel, ich habe ihn verfehlt.

Der Junge lächelt, während der Ball langsam über den Asphalt rollt.

»Vorbei. Du hast den Affen nicht getroffen ...«

Er reibt sich die Wange, massiert den roten Placken, der sich mit seinen geschwollenen Lippen vereint hat.

»Ich hab mich bewegt. Entschuldigung, der Affe hat sich bewegt, das darf er nicht.«

Er dreht den Ball in den Händen. »Er ist mit Hundesabber gefüllt.« Dann rollt er ihn zu mir zurück.

»Wiederholung. Schieß den Affen.«

Ich sitze am Tisch und zeichne, als mein Vater nach Hause kommt. »Komm, ich zeige dir die Stadt«, sagt er.

Wir gehen hinaus in den Abend.

Wenige Straßen von unserer Wohnung entfernt gibt es einen großen Gemüseladen.

Der Mann im Laden schneidet ein Stück von einem Käse ab, der in gräulichem Wasser liegt. Er redet merkwürdig und lächelt, als er den Käse über die Theke reicht. Er schmeckt mir nicht, ist viel zu salzig, aber ich lasse mir nichts anmerken und zwingen den Bissen hinunter. Mein Vater bekommt eine kleine Tüte Oliven, muss nichts dafür bezahlen, wir gehen weiter.

Ich frage meinen Vater, wo er herkomme, der Gemüse-

händler. Er hat schwarze Haare, sieht aber nicht wie die Chinesen in den Imbissen aus.

»Von einem Ort, an dem alles anders ist als in unserer Stadt. Oder vielleicht auch nicht so anders.«

Mir fällt auf, dass mein Vater nun »unsere Stadt« sagt. Obwohl die Stadt mir Angst macht, hoffe ich, dass wir länger hier bleiben.

Wir gehen weiter. Durch lange Straßen, um unzählige Ecken, vorbei an Bänken und Bars, aus denen laute Gespräche und goldgelbes Licht dringen. Ich bin sicher, dass die Stadt jeden Moment aufhört, sie kann unmöglich endlos sein. Um die nächste Ecke müssen die Felder beginnen. Oder niedrige Betongebäude, Landstraßen und Autobahnen. Mein Vater isst die Oliven und spuckt die Kerne aus. Wenn wir uns verlaufen, finden wir durch sie zurück.

Wir kommen zu einem großen, offenen Platz.

»Hier wurde früher Stroh verkauft«, sagt mein Vater.

Wir gehen an Mädchen in kurzen Kleidern vorbei. Man hört ihre Absätze klackern, wenn sie auf und ab gehen.

Ich frage meinen Vater, was sie tun.

»Geld verdienen«, antwortet er. »Jeder muss Geld verdienen.« Ich nicke. Wir haben schon oft an Orten gewohnt, wo die Mädchen dasselbe verkaufen, aber mein Vater dachte immer, ich wüsste das nicht.

Er spuckt einen Olivenkern aus und trifft eine Mülltonne.

Wir fahren durch die Stadt, früh am Morgen. Ich sitze auf der Ladefläche des alten Lastenfahrrads, das mein Vater von dem Mann geliehen hat, für den er arbeitet. Die Kühle der Nacht hängt noch in der Luft, die Sonne geht gerade auf, aber sie wärmt noch nicht. Mein Vater hat eine Decke um mich gewickelt. Meine Nase läuft, und Tränen steigen mir in die Augen, aber ich lächle so breit, dass meine Lippen wehtun und die Zähne so trocken werden, dass ich sie mit der Zunge befeuchten muss. Ich strecke mich auf der Ladefläche aus und betrachte den Himmel. Sehe die Möwen hoch über uns schweben. Sehe die Wolken, groß und weiß wie Milch.

Mein Vater stellt sich auf die Pedale, ich kann seinen Kopf über mir sehen.

»Was liebst du dann, du sonderbarer Fremder?«, sagt er und schaut zu mir hinab. Ich weiß, was ich antworten soll.

»Ich liebe die Wolken ... die Wolken, die vorbeiziehen ... dort oben ... die wunderbaren Wolken!«

Wir fahren durch ein Tor in einen Hof. Ich springe von der Ladefläche. »Wenn der Chef kommt, hältst du dich im Hintergrund, klar? Er mag keine Kinder.«

Mein Vater schließt die Werkstatt auf, sie ist klein und dunkel. Ein paar Fensterscheiben sind zerbrochen und zugenagelt oder mit Pappe überklebt.

Weiter innen ist eine Tür mit einem großen Vorhängeschloss. Ich frage meinen Vater, was dahinter sei. Nicht so wichtig, antwortet er.

Ich helfe ihm, das Werkzeug in den Hof zu tragen, eine Bohrmaschine mit sehr dünnem Bohrer, ein Schraubenzieher und eine Feile. Eine Dose mit Kaffeesatz und ein Glas Essigsäure. Pinsel und eine Rolle Sandpapier.

Als Letztes trägt mein Vater zwei alte Sessel hinaus.

Ich sitze auf einer rostigen Kiste, in der einmal Nägel waren. Sie geht nicht mehr auf, ich habe es probiert.

Wenn ich meinen Vater störe, darf ich nicht mehr mit, das weiß ich genau, deshalb sitze ich ganz still. Ich schaue meinem Vater gern bei der Arbeit zu. Er sieht aus, als hätte er nie etwas anderes getan, seine Bewegungen fließen, er hält nicht ein, kratzt sich nicht am Kopf. Die Zigarette hängt im Mundwinkel, die Asche wird immer länger und fällt von selbst ab. Er hat alles um sich herum vergessen, auch mich. Er benutzt das Sandpapier, den Schraubenzieher, den Bohrer. Taucht die Finger in den Kaffeesatz.

Ich werde nie so gut wie mein Vater, egal worin, das weiß ich. Ich langweile mich viel zu schnell. Oder ich vergesse, was ich tun wollte, trage den Müll runter und weiß plötzlich nicht mehr, warum ich im Hof stehe.

»Aber wenn du zeichnest?«, fragt mein Vater. Das stimmt, ich kann stundenlang zeichnen. Dann brauche ich nur mit den Augen zu zwinkern, und schon geht die Sonne unter.

Mein Vater tritt ein paar Schritte zurück, er ist fertig mit den Sesseln. Er zieht eine Zigarette aus der Brusttasche, raucht und betrachtet seine Arbeit. Dann winkt er mich herbei. Das Holz ist dunkler geworden. Der Lack auf den Armlehnen ist abgeblättert, ich habe gesehen, wie er sie mit Sandpapier und Feile bearbeitet hat.

Die Löcher, die er in die Beine gebohrt hat, sind so klein, dass ich in die Hocke gehen muss, um sie zu erkennen. »Termiten«, sagt er. »Schrecklich, diese Termiten.« Ich sehe ihn an, verstehe nicht. Mein Vater lächelt.

»Die Leute mögen neue Dinge. Oder richtig alte. Alles, was dazwischen liegt, schmeißen sie weg. Also mache ich die Dinge älter.«

Nachdem wir unsere Brote gegessen haben, nimmt mein Vater eine Standuhr auseinander. Ich soll den Himmel beobachten und ihn beim ersten Anzeichen von Regen warnen. Er hasst es, drinnen zu arbeiten.

Mein Vater legt das Zifferblatt vorsichtig auf Zeitungspapier und taucht den Pinsel in ein Glas Salpetersäure.

»Wenn ich mit dieser Uhr fertig bin, ist sie über hundert Jahre alt. Und englisch.«

Ein Mann betritt den Hof. Zuerst will ich lachen, er sieht aus wie ein Stehaufmännchen, kurze Beine und runder Unterkörper. Aber er kommt entschlossen auf uns zu, ich glaube, es ist der Chef.

Er geht zu den Sesseln, bückt sich und untersucht sie genau mit dem Zeigefinger.

»Nicht schlecht«, sagt er.

»Danke.« Mein Vater setzt die Uhrzeiger vorsichtig wieder ein, hält die kleinen Schrauben im Mundwinkel. Der Chef steht auf und blickt sich im Hof um, als würde er plötzlich bemerken, dass etwas nicht stimmt. Dann erblickt er mich in der Ecke, wo ich so still wie möglich sitze.

»Wer zum Teufel ist das?«, fragt er und zeigt auf mich.

»Mein Sohn.«

»Das hier ist kein Kindergarten.«

Mein Vater setzt das Glas auf das Zifferblatt.

»Er hat hier nichts verloren.«

Ich sitze ganz still auf der Kiste. Wäre gern unsichtbar.

»Er muss hier weg.« Die Stimme des Chefs zittert.

Mein Vater richtet sich auf, er ist einen Kopf größer als der Chef, wiegt aber höchstens halb so viel.

»Wir können auch gehen, wenn Sie wollen.«

Der Chef dreht sich um und geht in die Werkstatt. Ich höre Werkzeug auf den Boden knallen. Obwohl mich keiner mehr beachtet, sitze ich immer noch regungslos auf der Kiste. Mein Vater wischt die Uhr mit einem Lappen ab, kommt zu mir und streicht mir über die Haare.

»Er wirft mich nicht raus. Nicht heute und nicht wegen dir.«

Er zieht mir neckend am Ohr. »Das kann er sich gar nicht leisten. Keiner macht es so billig wie ich. Und ... außerdem kann ich das ziemlich gut.«

Auf dem Heimweg sitze ich wieder auf der Ladefläche. Es beginnt zu regnen, warmer Sommerregen. Mein Vater lächelt. Ich öffne den Mund, spüre die Tropfen auf der Zunge.

Ein Geräusch weckt mich auf. Wie ein Tier, das sich zum Sterben in unsere Küche gelegt hat. Ich weiß, was es ist, und dass es noch weitergehen wird. Vielleicht zehn Minuten, vielleicht bis die Sonne aufgeht.

Mein Vater liegt zusammengekrümmt auf der Pritsche. Sein T-Shirt ist nass vor Schweiß. Er krallt sich fest in die Decke, es wäre nicht das erste Mal, dass er einen Bezug zerreißt.

Ich streichle ihm über die Haare, die langen, verschwitzten Strähnen kleben auf seiner Haut. Ich hole einen sauberen Lappen und trockne ihm Hals und Stirn.

Jedes Mal, wenn wir umziehen, hoffe ich, dass die Alpträume nicht mitkommen.

Obwohl ich es kaum glaube.

Wir ziehen um, und eine Zeit lang sind wir sie los. Für eine Woche oder ein paar Monate, je nachdem.

Ich lege mich neben ihn. Die Pritsche ist schmal, ich liege auf der Kante, spüre das harte Holz an der Seite. Ich lege die Arme um seinen Hals, streichle ihm über die Stirn, meine Finger bleiben in seinen Haaren hängen, aber er wacht nicht auf. Er wacht nie auf. Ich könnte ihn anschreien, ohne dass er die Augen öffnet.

Mein Vater schluchzt im Schlaf. Aber es lässt schon nach, er spürt, dass er nicht allein ist.

Wir schaffen das schon, flüstere ich. Das sagt er immer zu mir, wenn wir in der Klemme sitzen. Wir schaffen das schon, wir beide.



Nach dem Frühstück wischt mein Vater den Tisch ab. Er passt auf, dass er jeden Krümel und jeden Mohnsamen erwischt. Heute soll ich zum ersten Mal in die Schule. Als die nassen Streifen getrocknet sind, legt er ein Schulheft an meinen Platz. Dann einen Bleistift, einen ganz neuen, roten, mit goldenen Streifen. Er drückt den Daumen auf die Spitze, lächelt zufrieden und legt den Stift neben das Heft. Und einen Radiergummi. Im Laden hielt er ihn hoch und fragte: »Hast du vor, Fehler zu machen? Nein?« Dann lächelte er. Außerdem bekam ich ein Buch über Dinosaurier, das ich mir lange angeschaut hatte, eine Frühstücksdose mit einem grinsenden Traktor drauf und eine Trinkflasche ohne Bilder.

All dies kauften wir am Samstag in einem großen Buchladen in der Stadt. Wir haben es gekauft, aber mein Vater hat nie Geld aus der Tasche gezogen. Er hat mir einmal erklärt, dass es vielleicht aussehen könnte, als würden wir stehlen, aber wir nähmen nur, was wir dringend brauchten, und das sei nicht schlimm. Außerdem muss man sich dann nicht an der Kasse anstellen.

Auf dem Heimweg gingen wir in ein kleines Kino. Mein Vater bat mich, draußen zu warten, während er mit der Frau hinterm Schalter redete. Ich konnte nicht hören, was sie sprachen, aber ich sah, dass er auf mich zeigte. Die Frau lächelte, ich lächelte zurück. Wir bekamen zwei Karten, und auch diesmal zog er kein Geld aus der Tasche.

Ich hatte gehofft, der Film würde von einem Roboter handeln. Überall in der Stadt hängen die Plakate mit dem



Jonas T. Bengtsson

**Wie keiner sonst**

Roman

ERSTMALS IM TASCHENBUCH

Taschenbuch, Klappenbroschur, 448 Seiten, 11,8 x 18,7 cm  
ISBN: 978-3-453-67654-1

Heyne

Erscheinungstermin: Dezember 2014

Ein Roman, der tief unter die Haut geht

Vater und Sohn. Gemeinsam führen sie einen Überlebenskampf am Rand der Gesellschaft. Immer wieder ziehen sie um, ein Leben wie auf der Flucht. Und doch fehlt es dem Jungen an wenig. Der Vater lehrt ihn nicht nur lesen, schreiben und rechnen, sondern erklärt ihm auch das Leben. Die beiden sind ein eingespieltes Team. Sie vertrauen und lieben einander bedingungslos. Doch das scheinbar sorglose Dasein wird von einem folgenschweren Ereignis überschattet.

 [Der Titel im Katalog](#)